

Früher Morgen in Paris bedeutet später Abend in Bangkok. Bestimmt sehnst Du Dich gerade nach Rückzug in die kleine Pension, wo unfertige Notizbücher auf die Magie abzuheftender Geräusche und Gerüche warten. Aber ich brauche Deine Aufmerksamkeit jetzt für Manuel Pérez, einen spanischen Priester, der seiner Gemeinde – den »Ärmsten der Armen«, wie er sie nannte – in deren irdische Hölle folgte und dort, im Dschungel von Kolumbien, zum Mörder wurde. Also bleibe noch ein Weilchen in Deinem unterkühlten Internet-Café. Als Lohn dafür kann ich Dir versprechen, dass die folgenden Zeilen Dich von jeglicher Furcht befreien werden, Dein Vater könnte sich auf seine alten Tage noch als Rächer versuchen.

Zunächst einmal: *Padre Manuel* war weiß Gott kein schlechter Mensch. Nur verkörperte er das Gegenteil dessen, was gläubige Christen von einem Priester erwarten. Er war ungeduldig und wie besessen von dem Gedanken an ein Paradies für Arme im Diesseits. Die meisten seiner Schäfchen waren Bauernkinder, die vor der Armee und den Todesschwadronen der Großgrundbesitzer und Kokain-Mafiosi zur Guerilla geflohen waren. Ihnen versprach Pater Manuel keine Erlösung, sondern militärischen Beistand bei dem Versuch einer dörflichen Selbstverteidigung.

Es war im Jahr 1987, wenige Monate nach meinem Besuch in San José de las Flores. Als Redakteur bei der *Agence France-Presse* in Paris hatte ich mich seit meinem Abenteuer in El Salvador fast nur noch mit Kriegsgebieten in der Dritten Welt befasst. Dabei war mir aufgefallen, dass die Situationen in so unterschiedlichen Ländern wie Afghanistan, Guatemala und Angola sich zumindest in einem Punkt ähnelten: Immer richtete sich der Krieg in erster Linie gegen die Dörfer, vielleicht, weil sie das leichteste Ziel abgaben. Kolumbien machte da keine Ausnahme. *La violencia* – jener Zustand ständiger schwelender Bedrohung und heimtückisch ausbrechender Gewalt, der 1952 auf einen vierjährigen Bürgerkrieg zwischen Liberalen und Konservativen gefolgt war – hatte bis Mitte der 1980er Jahre schät-

zungsweise 300 000 Tote gefordert. Die meisten waren *campesinos*. Guerilla-Gruppen, besonders die kommunistischen FARC, behandelten die Bauern nicht viel besser als Armee und Todesschwadronen es taten. Wer den Genossen verdächtig erschien, oft nur dadurch, dass er die Rebellen nicht aktiv genug unterstützte oder sich über die Abgabe von »Revolutionsteuern« beklagte, den zwangen sie zur Flucht oder brachten ihn um.

Als ich 1984 zum ersten Mal nach Kolumbien kam, ging ich zur M-19, einer Rebellen-Bewegung mit städtischen Wurzeln. In ihren Lagern stieß ich auf Guerilleros, die kurz zuvor noch an den Universitäten von Bogotá, Medellín oder Cali studiert hatten. Bauern waren in ihren Reihen selten. Auch war die M-19 eine sehr medienbewusste Organisation, die durch originelle Experimente wie die Rekrutierung von Straßenkindern von sich reden machte. Später schloss sie Frieden mit der Regierung und wechselte über in die Welt der bürgerlichen Parteien und Parlamente. Ganz anders die ELN. Das *Ejército de Liberación Nacional* war die mysteriöseste Guerilla-Gruppe jener Tage. In ihren Reihen war 1966 der »Befreiungstheologe« Camilo Torres gefallen. Sein Tod, gefolgt vom Tod Ché Guevaras in Bolivien, stürzte die ELN in eine Krise. Genauer gesagt, die Organisation verschwand einfach im Dschungel! Ihre Restbestände, meldeten Abtrünnige, seien mit *canibalismo*, blutigen Fraktionskämpfen, beschäftigt und befänden sich auf dem Weg zur Selbstauslöschung.

Doch zwei Jahrzehnte später tauchte die ELN wieder auf, in geordneter Kampfstellung, wie es schien. Im Norden Kolumbiens sorgte sie für Unruhe auf den Ölfeldern der Provinz Arauca, die der deutsche Mannesmann-Konzern gerade durch die Verlegung einer Pipeline mit dem Atlantik zu



verbinden suchte. Die Rebellen sprengten mehrfach die Ölleitung, überfielen Baulager, entführten einen deutschen Ingenieur. Sie forderten nicht nur Lösegeld, sondern auch höhere Löhne für die Arbeiter in Arauca. Ein großes Geheimnis umgab den *comandante* der Guerillatruppe. Jenen Mann, dem es gelungen war, die im Urwald versprengten Fraktionen der ELN wieder zu vereinen. Konnte es sich wirklich um den Spanier Manuel Pérez Martínez handeln? Um jenen Mann, den Kolumbiens militärischer Nachrichtendienst schon mehrfach als tot gemeldet hatte? Und den Kolumbiens Zeitungen oft als *el cura loco*, den verrückten Priester, bezeichneten? Niemand wusste es mit Sicherheit. Denn seit über einer Generation von Guerrilleros pflegte die ELN keinen Umgang mit der Außenwelt mehr.

So begann meine aufregendste Reise als Reporter in Sachen Rache. Manches daran wird Dich an Joseph Conrads »Herz der Finsternis« erinnern. An eine Reise, deren Ziel ein einziger Mann war. Verloren in einer Wildnis, wo die Schatten seiner Seele mit der Dunkelheit des Waldes zu verschmelzen schienen. Wie fing die Reise an? Mit dem Klingeln des Telefons an einem Winterabend. Der Anrufer sprach spanisch und fragte, ob ich ihn – aus Gründen, die er nur unter vier Augen erklären könne – am nächsten Morgen in einem Café an der *place du Châtelet* treffen könne.

So geschah es. Der Mann, ein Latino mit Afrofrisur, kam an meinen Café-Tisch und stellte sich als José vor: In Wahrheit sei er kein Peruaner, wie am Telefon behauptet, sondern Kolumbianer und vertrete das *Ejército de Liberación Nacional* in Paris. Genau genommen sei er der einzige ELN-Repräsentant außerhalb des kolumbianischen Dschungels. In dieser Eigenschaft habe er Monate zuvor das von Eric Venturini und mir verfasste Buch »L'Amérique centrale – la quatrième frontière?« in das Hauptquartier seiner Organisation gesandt. Und nun sei die Antwort eingetroffen: Manuel Pérez Martínez sei gewillt, uns zu empfangen!

Ich war einen Augenblick verwirrt. José sah ein, dass es weiterer Erklärungen bedurfte. *Comandante* Manuel, fuhr er fort, habe einmal in Paris gelebt. Als Arbeiterpriester habe er dort nachts Fußböden im Verteidigungsministerium

geschrubbt, wenige Monate vor den Mai-Unruhen 1968. Heute könne er das Französische zwar nicht mehr sprechen, aber immerhin noch lesen: »Ihr Buch hat dem *comandante* gefallen! Er hält Sie und Monsieur Venturini für ehrliche Journalisten. Mehr verlangt er gar nicht, Ihre Ehrlichkeit würde ihm genügen!«

Ich begriff: Nach 20 Jahren im Wald suchte die ELN Anschluss an die Öffentlichkeit. Mittels ausländischer Journalisten, die bereit wären, die Botschaft der Guerilla in die Welt hinauszutragen. Um zu erklären, für wen, für was die guevaristische Truppe noch immer kämpfte. Und auch, warum sie derzeit Vertreter westlicher Konzerne entführte. »Warum suchen Sie sich nicht kolumbianische Journalisten?«, fragte ich. »Denen können wir nicht trauen!«, betonte José. »Wir können nur Ihnen und Monsieur Venturini trauen!« Um zu diesem Schluss zu gelangen, dachte ich, musste die Ratlosigkeit der Nationalen Befreiungsarmee Kolumbiens schon gewaltig sein.

Drei Wochen später waren Eric und ich auf dem Weg zu Manuel Pérez. In Bogotá schickte uns ein Verbindungsmannt der ELN weiter nach Medellín, der Kapitale der Koka-Kartelle, wo uns der nächste Verbindungsmannt in einem Bordell der unteren Preisklasse versteckte. Als Kunde getarnt, klopft am dritten Abend der dritte Verbindungsmannt an unsere Tür. Zu lautloser Eile drängend, führte er uns durch den Hinterausgang des Freudenhauses hinaus zu einem unbequemen Kleinwagen.

Als wir sicher angeschnallt im Wagen saßen, kam der ELN-Gesandte ins Reden. Wie zu Touristen sprach er blumig von Medellín. Von der tropischen Schönheit seiner Heimatstadt, die viel wärmere Gefühle erwecke als das kühle Bogotá. Von den medellinischen Frauen, auch sie tropisch und warm. Und von der Schande, dass eine solche Stadt derart in Verruf geraten konnte. Aber wem könne man es schon verdenken, schlecht von einer Stadt zu reden, wo vor Anbruch jedes neuen Tages die Leichen ermordeter Bürger vom Asphalt aufgelesen werden müssten? Schuld daran seien die Mafia, das leicht verdiente Geld, der Verfall der Sitten.

Es waren die Tage von Pablo Escobar, dem König unter Kolumbiens Koka-Baronen. Jeder in Medellín kannte die Straßenecken, wo *sicarios*, Be-

rufskiller auf Motorrädern, auf Kundschaft warteten. Ihre wachsende Anzahl hatte zu einem rapiden Absinken der Tarife geführt. Ein gewöhnliches Menschenleben in Medellín auslöschen zu lassen, kostete Mitte der 1980er Jahre nur noch 20 Dollar. »Unter der Führung von *comandante* Manuel kämpfen wir für ein neues Kolumbien«, glaubte der Fahrer.

Als Medellín endlich hinter uns lag, war es schon fast Mitternacht. Ich hatte vermutet, Manuel Pérez würde in einem Versteck am Rande der Stadt auf uns warten. Schließlich sollte unser Treffen nur die Gelegenheit zu einem Interview bieten. Dafür hätten einige wenige Stunden ausgereicht. Aber nun führte die Fahrt in die Kordilleren, so hoch hinauf, dass wir irgendwann im Nebel steckenblieben. Es war kühl, und das Licht der Autoscheinwerfer reichte keine zwei Meter weit. Eric und ich mussten aussteigen, um den Verlauf der Straße abzutasten. Bis wir den Pass erreichten, verging über eine Stunde.

Kennst Du jenes Gefühl von Geborgenheit, Liora, das ein Passagier empfindet, dessen Zug, Wagen, Flussdampfer die nächtliche Einsamkeit eines fremden Landes durchkreuzt? Diesen Wunsch, sich der gleichmäßigen Vorwärtsbewegung anvertrauen zu können, nicht anhalten zu müssen, beruhigt die Augen schließen zu dürfen? Genau an diesem Punkt waren wir angelangt, als unser Auto seine Fahrt verlangsamte, noch ein Weilchen mit ausgeschalteten Scheinwerfern weiterrollte und dann anhielt. »*Hemos llegado!*«, behauptete der Fahrer.

Angekommen? Wo denn, bitte schön? Nirgends ein Lichtlein zu sehen. Ich kurbelte die Fensterscheibe herunter. Draußen war es jetzt wieder heiß. Folglich mussten wir uns in einem Tal befinden. Wie zur Bestätigung dieser Vermutung rauschte in der Nähe ein Fluss. Der Fahrer, zum ersten Mal seit Medellín wieder angespannt, erklärte hastig die Fortsetzung unserer Reise ohne ihn: Aussteigen, Rucksäcke nehmen, die Böschung neben der Straße hinabklettern! Dann nach links, am Flussufer entlang. Bis zu einer Hängebrücke. Auf der anderen Seite würden wir erwartet. Und ganz wichtig: »Keine Taschenlampen!«

Er fuhr davon, immer noch ohne Scheinwerferlicht. Eric und ich blieben einen Moment ratlos in der Nacht stehen, lauschten dem abflauenden Motorengeräusch, dem zunehmenden Summen vieler Insekten. Der Himmel

war verhangen. Kein Mond, nicht ein einziger Stern leuchtete über unseren Köpfen. Auch nachdem sich unsere Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sahen wir nichts. Zu unserem Glück zog jenseits des Flusses ein Gewitter auf. Wenn es blitzte, in immer kürzeren Abständen, konnten wir für den Bruchteil einer Sekunde Details erkennen. Zum Beispiel, dass die Landschaft am anderen Flussufer aus Bergen und Wald bestand, während auf unserem Ufer Felder lagen. Der Fluss – es muss der Río Cauca gewesen sein – war eine von Kolumbiens zahlreichen Grenzen zwischen Zivilisation und Wildnis.

Wir folgten den Anweisungen unseres verschwundenen Fahrers. Fanden die Böschung dadurch, dass wir plötzlich ins Rutschen gerieten. Erst ein Uferpfad fing unsere Sturzfahrt auf. Vom anderen Ufer her rollte Donner. Der Regen würde nicht lange auf sich warten lassen. Im Licht eines Blitzes tauchte vor uns die Brücke auf. Zehn Meter über die tobenden Wasser des Río gespannt, diente sie wohl in erster Linie *campesinos* und deren Maultieren. Sie schwankte, als wir uns, die Händen an einen Geländerstrick geklammert, behutsam auf ihr vorantasteten. Und plötzlich riss der Himmel auf. Kein wirklicher Regen, eher ein Wasserfall. Als würde der Fluss, den wir doch eigentlich überquerten, auf einmal von oben nach unten fließen. Noch ein mächtiger Blitz. Sein Licht wurde von etwas Metallenem am Ende der Brücke reflektiert. Der nächste Blitz zeigte uns, was es war: sechs Gestalten mit vor die Brust gehobenen Gewehren.

Sowie wir uns im Schutz des Waldes befanden, knipsten alle ihre Taschenlampen an. Der bärtige Anführer unserer Eskorte hieß Rodrigo. 35 Jahre alt, davon die letzten 15 im Wald verbracht. Freundliche Augen und ein Lachen, das ihm leichtfiel. Von den fünf übrigen, darunter ein Mädchen namens Cristina, schien keiner älter als 20 zu sein. Sie alle schüchtern und schweigsam, mit kräftigen Beinen und den groben Gesichtszügen von Bauernkindern. Natürlich fragten wir nach ihrem *comandante*. Wann würden wir Manuel Pérez treffen? Und wie weit wäre es noch bis zu seinem Lager? Mehr als eine Stunde? Seit Überschreiten der Brücke war der Weg zusehends beschwerlich geworden. Genau gesagt gab es gar keinen Weg mehr.

Nur noch ausgetretene Spuren im Schlamm, was erklärte, weshalb alle Guerrilleros Gummistiefel trugen. In unseren Turnschuhen hatten wir ständig nasse Füße, rutschten häufig aus, fielen ab und zu der Länge nach in den Matsch und sahen dementsprechend aus. Auch funktionierte schon bald meine Taschenlampe nicht mehr. Die von Eric überlebte kaum länger. Darauf stolperten wir blindlings den *compañeros* hinterher, in panischen Gedanken an Schlangen und Spinnen, unsichtbar in unserer Nähe.

Das Gelände machte uns sehr zu schaffen. Entweder ging es steil bergauf oder es ging genauso steil bergab. Um an den Abhängen nicht wegzurutschen, hielten wir uns an Sträuchern und dünnen Ästen fest. Mut machte nur die in regelmäßigen Abständen wiederholte Behauptung Rodrigos, wir würden Manuel Pérez *muy pronto*, ganz bald, sehen. So schleppten wir uns weiter, Stunde um Stunde, Berg um Berg. Als der graue Tag anbrach, machten wir endlich halt. Die Guerilleros spannten Hängematten auf, darüber Moskitonetze und Plastikplanen zum Schutz gegen den Regen. Rodrigo sagte, wir sollten unsere durchschwitzten Klamotten ausziehen, im nächsten Bach baden gehen und uns dann in trockener Kleidung zum Schlafen in die Hängematten legen. Irgendetwas, fand ich, fehlte in seiner Botschaft: Und der *comandante*? Sollten wir nicht längst bei ihm angekommen sein? Hatten wir uns etwa im Dschungel verlaufen?

Rodrigo schenkte uns sein kamaradschaftliches Lachen und gestand, die unschönen Details seiner Mission verschwiegen zu haben. *Comandante* Manuel erwarte uns in einem Lager drei Nachtmärsche von der Hängebrücke entfernt. Dies geschehe zu unserer Sicherheit. Tagsüber sollten wir uns in Hängematten ausruhen. Nachts, wenn sich weder Soldaten noch Spione in den Wald wagten, würden wir marschieren.

Über den Rest unserer Anreise gibt es nicht viel zu berichten, meine Tochter. Dein Vater und Dein Patenonkel taumelten weiter durch den nächtlichen Regenwald, fielen in den Matsch, fluchten auf die Guerilla und die ganze Welt.

All dies zählte nicht mehr, als wir Manuel Pérez trafen. Natürlich war ich beeindruckt von ihm, Liora. Weil er so ganz offensichtlich dem Idealbild

entsprach, das ich mir in den langen Marschnächten von ihm zusammengestellt hatte. Manuel war das perfekt Gegenstück zu Oberst Cáceres. Ein ruhiger Mann von dörflicher Herkunft, 45 Jahre alt. Sein kastilianischer Akzent war selbst in Kolumbien nicht aufgeweicht. An sechs Nachmittagen saßen Eric und ich an einem aus Holzstangen gebauten Tisch und lauschten fasziniert den harten *jota-* und *ceta*-Lauten des Spaniers. Die Morgen verbrachten wir auf dem Exerzierplatz. Übten dort so nützliche Dinge wie Kriechen im Schlamm unter Stacheldraht.

Unsere Gespäche mit Manuel, meine Liora, gestalteten sich anfangs wie ein Spiel um Verkaufsinteressen. Manuel bemühte sich um Marketing: Aus Guerilla-Aktionen sollte politisches Kapital werden, dabei sollten wir helfen. Auf dem Medienmarkt war Manuel leicht zu verkaufen. Die Regierung in Bogotá hatte ihn zum meist gesuchten Terroristen Kolumbiens erklärt und Kopfgeld – *vivo o muerto!* – auf ihn ausgesetzt. Dann war da die Mannesmann-Affäre. Bei dem ersten von der ELN gekidnappten Ingenieur hatte es sich, wie gesagt, um einen Deutschen gehandelt. Drei Monate später war der Mann auf freien Fuß gekommen, zur Entrüstung der kolumbianischen Regierung. Sie beschuldigte Mannesmann, Lösegeld an die ELN gezahlt und damit die »Subversion finanziert« zu haben. Der Konzern hatte sich zu dem Vorwurf nie geäußert. Anschließend waren weitere Vertreter westlicher Multis gekidnappt worden. Und auch sie waren nach monatenger Haft von Manuel Pérez freigelassen worden. Doch in allen diesen Fällen, dies behaupteten sowohl die Konzerne als auch die Regierung in Bogotá, seien keine Lösegelder gezahlt worden. So bestand zumindest von deutscher Seite Interesse daran, die Ehre von Mannesmann wiederherzustellen. Anfangs verweigerte uns Manuel jegliche Auskunft zum Thema Lösegelder. Irgendwann gab er nach und zeigte uns sein Bilanzbuch. Darin waren Millionen-Beträge verzeichnet, sofort wieder angelegt in Waffenkäufen, meistens direkt bei korrupten Offizieren der kolumbianischen Armee. Und ja, Mannesmann hatte gezahlt – aber ebenso alle übrigen in Arauca tätigen Konzerne, etwa Occidental Petroleum, Shell und Bechtel.

Bist Du noch wach, Liora? Ich befürchte, die Details dieser Geschichte beginnen, Dich zu langweilen. Die Kassetten, auf denen unsere Gespräche mit Manuel Perez aufgezeichnet sind, fand ich neulich zwischen Gerümpel wieder. Überbleibsel aus einem vergangenen Jahrhundert. Kein Hahn krährt heute mehr nach Guerilleros im Urwald Südamerikas. Interessant geblieben ist für mich auch nicht die Geschichte von Mannesmann, sondern allein jene von Manuel Pérez. Weil ich ihn bewunderte. Weil auch er aus einem Dorf kam. Und weil ich mir vorstellen konnte, so zu werden wie er. Deshalb wollte ich alles über sein Leben erfahren. Welche Wege hatten einst den jungen Seminaristen aus der Gegend bei Saragossa in die Position eines Rebellenführers im Urwald geführt? Und wie hielt er es mit dem fünften Gebot? Manuel tötete, sowohl durch Befehle für Überfälle und Hinterhalte als auch von eigener Hand im Kampf. Er war stolz auf seine Schießkünste, führte sie uns im Wald vor. Wie konnten sich solche Widersprüche mit dem Gewissen eines Geistlichen vertragen?

Ja, Manuel erzählte sein Leben. Das Leben eines Dörfers in einer Welt von Kain und Abel. Alfamén, sein Geburtsort, zählte wenige Hundert Seelen. In seinem Geburtsjahr 1936 brach der spanische Bürgerkrieg aus, den die Republikaner drei Jahre später verloren, militärisch gegen den Diktator Franco, moralisch gegen Spaniens Katholische Kirche, die zu den reaktionärsten Kräften Europas zählte. Für das Abel-Dorf Alfamén brachte all dies nur Leid und Armut. Manuels Eltern, einfache Bauern, schickten den Jungen ins Priesterseminar, da wurde er wenigstens ernährt. Im Seminar freundete sich Manuel mit zwei weiteren Dorfjungen aus der Provinz Aragón an: Domingo Laín und José Antonio Jiménez. Die drei, fortan unzertrennlich, erlebten in jugendlicher Begeisterung das *aggiornamento* der Katholischen Kirche durch Papst Johannes XXIII. und das Zweite Vatikanische Konzil. Ein neuer Lebensplan, sagte Manuel im Wald von Kolumbien, habe damals für die drei Freunde Gestalt angenommen: *encarnarse en la vida de los mas pobres* – ihre fleischliche Verschmelzung mit dem Leben der Allerärmsten!

Die nächsten Stationen kannte ich bereits: Wie die drei als Arbeiterpriester nach Lateinamerika gingen, Manuel und José Antonio zunächst in die Dominikanische Republik des Diktators Trujillo, Domingo direkt nach Kolumbien. Wie ihr Engagement an der Seite der Armen sie immer wieder in einen unlösabaren Konflikt mit Kain, das heißt den Herrschenden, brachte. Wie sie 1969 in Kolumbien des Landes verwiesen und zurückgeschickt wurden in das Spanien der Franco-Diktatur. Und wie sie schließlich im Oktober 1969 mit kubanischer Hilfe zur ELN gelangten, der Selbstverteidigungstruppe Abels.

Dann kamen die Rückschläge. José Antonio starb nach acht Monaten. Woran genau, ließ sich nicht herausfinden. »Er brach auf einem Patrouillengang zusammen«, sagte Manuel. »Einfach so.« Domingo fiel im Februar 1974 als »Märtyrer«. Zu jenem Zeitpunkt stand die ELN vor ihrem Ende. Die Armee umzingelte die Guerillagruppe im Dschungel und rieb sie völlig auf. Manuel überlebte wie durch ein Wunder. Infolge eines jener verlorenen Gefechte war er von seiner Einheit getrennt worden und irte durch den Wald. Im Nachherein erschien ihm seine Rettung als eine göttliche Offenbarung. Nur, dass Gott dabei die Gestalt kolumbianischer Bauern annahm:

»100 Tage irrte ich durch den Dschungel. Ich ernährte mich von Beeren und Wurzeln, fürchtete nachts die Raubtiere. Als ich mich schon verloren glaubte, haben die Armen mich gerettet. Es waren einfache Bauern, die aus den fruchtbaren Gegenden Kolumbiens vertrieben worden waren und jetzt auf Lichtungen im Wald Koka pflanzten. Ihre Ernten verkauften sie an die Medellín-Mafia, das brachte ihnen gerade genug zum Überleben. Sie waren wirklich sehr arm. Hätten sie mich für ein Kopfgeld an die Armee verkauft, hätte dies für sie einige materielle Probleme lösen können. Aber sie verrieten mich nicht. Sie nahmen mich auf, pflegten mich, ernährten mich, trösteten mich mit Worten wie *No te preocipes, compañero. Te vamos a cuidar. Estás en tu casa, Manuel!* Schließlich fanden sie heraus, wo sich meine überlebenden Kameraden versteckt hielten und brachten mich zu ihnen.«

Natürlich fragte ich ihn, ob er an Gott glaube. »*Creo en el Dios que está en el hombre*«, antwortete Manuel: Er glaube an jenen Gott, der im Menschen

stecke. Was ich als Paraphrase für Gottlosigkeit verstand. Es erschien mir ohnehin nicht mehr als wichtig. Damals wollte ich in ihm den Dorfpfarrer sehen. Seine wahre Gemeinde, dachte ich, waren nicht etwa die Unterdrückten dieser Welt, ja nicht einmal die Ärmsten der Armen Kolumbiens. Es waren die Dorfkinder, die vor dem Unrecht und der Gewalt zu ihm in den Wald geflüchtet waren. Und es war das kleine Landvolk von Arauca, dem er durch die Sprengung einer Pipeline oder die Entführung eines Mannesmann-Ingenieurs das Leben zu erleichtern hoffte: über die Beschaffung von Arbeitsplätzen, bessere Löhne, den Bau einer Schule, eines Spitals, einer Brücke.

Ja, Manuel war mein Held. Es schmeichelte mir, wenn er behauptete, in mir stecke ein »guter Guerillero«. Wer weiß, hätte es Dich, Liora, damals nicht gegeben, vielleicht wäre ich tatsächlich im Wald von Kolumbien geblieben. Mein Hass auf Kain, bildete ich mir ein, wäre groß genug zum Töten. Ein Jahr nach meinem ersten Besuch reiste ich erneut zu Manuel, blieb länger bei ihm. Die GEO-Reportage, die diesem Brief vorausgeht, hätte meine dritte Reise zum *comandante* der ELN sein sollen. Sie führte nicht zum Ziel. Im Dschungel von Antioquia kam mir eine Armee-Offensive in die Quere. Drei Wochen blieb ich in jenem anderen Lager. Mit Manuel sprach ich nur einmal kurz über Funkradio. Ich fragte, wie es ihm gehe; er wünschte mir Erfolg bei meiner Arbeit.

Es waren die letzten Worte zwischen uns. Im Februar 1998 starb Manuel Pérez an Gelbsucht. Es hieß, er habe lange gelitten. Doch ich hörte auch, es sei ihm gelungen, seinen Dschungel noch einmal zu verlassen, das erste und einzige Mal in 30 Jahren. Und dass er eine weite Reise unternommen habe. Bis nach Alfarámén, seinem Geburtsdorf in der Provinz Aragón. Was mag er da nur gesucht haben?

Seit jenen Tagen hat sich meine Interpretation der Geschichte von Kain und Abel geändert. Habe ich mich früher eher auf ein Detail aus der Thora konzentriert – nämlich, dass Kain, der Mörder, auch der Gründer der ersten Stadt gewesen sei –, bevorzuge ich heute eine Version, die ich meinem alten Freund Jean-Jacques Grunspan verdanke. Demnach wusste Abel, dass sein Bruder ihn erschlagen würde und sprach zu ihm: »Ich weiß, was du

vor hast, und könnte dich daran hindern. Ich könnte mich wehren, dich besiegen. Doch die Mittel, derer ich mich dafür bedienen müsste, würden mich zu einem dir ähnlichen Menschen machen!« Natürlich gibt es das Recht auf Notwehr. Aber Töten aus Überzeugung, sogar mit guten Gründen, ist nicht dasselbe. Bis heute kann ich die Logik in Manuels Leben nachvollziehen, verehre ihn für seinen Mut, sich vor die Schutzlosen zu stellen. Nur: Was wäre aus ihm geworden, hätte er diesen Kampf überlebt und am Ende gar mit Kains Mitteln gesiegt?

Jetzt, meine erschöpfte Tochter, darfst Du endlich zu Deinen Notizbüchern in der vielleicht kleinsten Pension von Bangkok zurückkehren. Wenn Du zu so später Stunde noch denken kannst, so nimm bitte diese eine Frage mit auf den Weg in Deinen Schlaf: Wer soll unsere Dörfer schützen? Was ja automatisch die Frage nach der Legitimierung von Macht aufwirft: Wie muss ein Mensch beschaffen sein, damit die Übrigen sich ihm anvertrauen können? Wie weit darf seine Macht wachsen, ohne dass sie Gefahr läuft, in Unterdrückung auszuarten? Und wie ist zu vermeiden, dass Macht nur immer wieder in die Hände jener fällt, die ihr nachjagen, und dies aus Gründen, die selten Vorteile für das Dorf in sich bergen.

Auf einer Dorfinsel im Tschadsee habe ich zumindest eines gelernt: Ein guter Bürgermeister ist kein Rechthaber! Er besteht nicht unbedingt auf Gesetzen, die ihn selbst überzeugen, sondern bevorzugt Lösungen, die seine Dörfler vereinen. Weil er weiß: Kein Dorf kann ohne das Gefühl geteilter Gerechtigkeit auskommen. Davon handelt die folgende Geschichte aus dem Tschad, einem Flecken Erde, wo tagtäglich klar wird, dass die Menschheit nur von Kain abstammen kann. Soviel ich weiß, war Abel ja auch gar nicht mit Kindern gesegnet. Anders als ich.

*Je t'embrasse comme je t'aime, ma Princesse Lumière.
Ton papa*